

Leseprobe

Alles auf Anfang

Tomke Bekker



KAPITEL EINS

DAVID

Freitag, 15. Juni

»Das ist meins! Ich hab' das gehabt!«

»Gar nicht wahr.«

»Wohl wahr.«

»Du lügst!«

»Gar nicht!«

»Gib das her!«

»Das reicht jetzt.« Energisch zog ich die Streithähne auseinander, bevor Maja dem kleineren Tim mit der Schaufel eins überziehen konnte. Es war wirklich erstaunlich, wie die Kinder es schafften, ein friedliches Spiel in weniger als fünf Minuten in ein Schlachtfeld zu verwandeln.

»Er hat angefangen«, protestierte Maja und deutete mit ihrer Schaufel auf Tim.

Der streckte ihr die Zunge heraus. »Hab' ich gar nicht, du blöde Kuh!«

»He, ist gut jetzt«, befahl ich barsch und fixierte erst Tim, dann Maja mit strengem Blick. »Mir ist egal, wer

angefangen hat, ich werde es auf jeden Fall beenden. Da sind doch genug Förmchen für euch beide, oder?»

»Aber ich will die Muschel«, jammerte Maja und deutete auf das lila Förmchen in Tims Hand.

»Ihr könnt euch abwechseln«, schlug ich vor. »Jetzt hat Tim die Muschel, und du nimmst sie danach.

Einverstanden?»

»Aber ich will sie sofort.«

Ich verdrehte die Augen. »Tim, kannst du Maja das Förmchen geben? Du hast doch noch ganz viele da drüben.«

Tim kaute auf seiner Lippe, dann warf er das Förmchen unmotiviert vor Maja in den Sand. »Ich will es eh nicht haben.«

»Na also.« Seufzend ließ ich mich wieder auf den Boden sinken und beobachtete die beiden aus dem Augenwinkel, während Jakob neben mir geschäftig an seiner Sandburg baute. »Guck mal, David, das ist das Verlies. Da kommen die Bösen hin.«

»Ah.« Ich nickte fasziniert und deutete auf einen kleineren Turm aus Sand, den Jakob neben dem Rest seiner Burg aufgeschüttet und mit Kieseln dekoriert hatte. »Und wer wohnt da?»

»Der König«, erwiderte er im Brustton der Überzeugung.

»Und die Prinzessin?»

Jakob blinzelte mich irritiert an, dann hellte sich seine Miene auf. »Die ist nicht da.«

»So? Wo ist sie denn?«

»Einkaufen.«

Ich verkniff mir ein Lachen und antwortete so ernsthaft wie möglich: »Ja, klar, das leuchtet ein. Aber deine Burg braucht noch einen Graben, oder? Sonst kommen ja die ganzen Feinde rein.«

»Nee.« Jakob grinste. »Die sind doch im Verlies.«

»Aber was, wenn die ausbrechen?«

Das schien Jakob einzuleuchten, er schnappte sich die Schaufel und begann rund um seine Sandburg einen Graben auszuheben.

Währenddessen sah ich mich nach den anderen Kindern um. Maja und Tim hatten sich versöhnt und gruben gemeinsam im Sand, Jonas und Umut spielten an der Wasserpumpe und die Mädchen amüsierten sich am Klettergerüst und auf der Rutsche.

Freitagnachmittag war im Kindergarten nicht mehr viel los, die meisten Eltern holten ihre Kleinen mittags ab und nur wenige blieben bis zum Schluss, sodass wir die Gruppen nach dem Mittagessen zusammenlegten. Ich schielte auf meine Armbanduhr. Zwanzig vor fünf. In gut einer Stunde war endlich Wochenende und dann ...

»David!« Ein Schrei riss mich aus den Gedanken. Ashley rannte kreischend auf den Sandkasten zu, das Gesicht vor Aufregung gerötet. »David, komm!«

Ich sprang auf die Beine und klopfte mir den Sand von der Jeans. »Was ist denn los?«

»Komm!« Ashley ergriff mich an der Hand. »Mira weint!« Sie deutete auf das Klettergerüst und ich folgte ihr hinüber. Tatsächlich, ganz oben auf dem Gerüst hockte Mira, das Gesicht in den Händen vergraben, und schniefte. Das dunkle Haar fiel ihr wie ein Vorhang über die Augen und einen ihrer Elsa-Turnschuhe hatte sie verloren, er lag im Sand unter ihr.

»He.« Ich streckte eine Hand aus und berührte sie sacht am Arm. »Was ist denn los?«

Mira sah auf und wischte die Haare beiseite. Obwohl sie erst vier war, wirkte ihr Gesicht älter, sodass man sie leicht für ein Schulkind hätte halten können.

Sie war ein ruhiges Mädchen, malte lieber, als herumzutoben, und suchte viel Kontakt zu den Erzieherinnen. Sie war nicht in meiner, sondern in Tanjas Gruppe, aber da ich im letzten Monat viele Nachmittagsschichten übernommen hatte, kannte ich sie recht gut und hatte nie erlebt, dass sie weinte. Ob etwas vorgefallen war? Oder hatte sie sich beim Klettern nur selbst überschätzt?

»Traust du dich nicht runter?«

Sie schluchzte und deutete stumm auf ihren Schuh.

»Ist nicht schlimm«, erwiderte ich sanft und streckte ihr die Arme entgegen. »Komm, ich fang dich auf.«

Sie schüttelte hektisch den Kopf.

»Keine Angst, dir passiert nichts.«

Wieder schüttelte sie den Kopf und murmelte: »Will selber.«

»Okay. Soll ich dir den Schuh anziehen?«

Sie nickte, ich zog ihn ihr über und machte den Klettverschluss zu. »Also, willst du's versuchen? Ich bin da, zur Not fang ich dich auf.«

Mira schniefte noch einmal, doch dann straffte sie sich und stieg langsam über die Seile und Trittstufen nach unten. Ihre Knie zitterten und ihre verkniffene Miene verriet, wie schwer es ihr fiel, ihre Angst zu überwinden.

»Gleich hast du's geschafft«, ermunterte ich sie. »Nur ein paar Stufen. Vorsicht, da kommt ...«

Zu spät. Miras Fuß rutschte von der Sprosse, sie stieß einen spitzen Schrei aus und ich ergriff sie am Arm, ehe sie fallen konnte. Etwas zu fest, wie ich zu spät bemerkte, doch sie fand Halt und umklammerte wimmernd die Stäbe.

»Nichts passiert«, beruhigte ich sie sanft. »Hab' ich dir weh getan?«

Sie schluchzte, schüttelte aber den Kopf.

»Magst du doch runter?«

Mira nickte und ich hob sie behutsam vom Klettergerüst. Ihr kleiner Körper zitterte spürbar und ich strich ihr tröstend über den Rücken. »Alles gut. Nächstes Mal drehst du um, wenn es dir zu hoch wird, okay?«

Sie schniefte. »Aber ... Ashley hat gesagt ...«

»Was Ashley sagt, ist egal. Du machst nur das, was du magst, ja? Nicht das, was andere Kinder mögen.«

Sie nickte und ich setzte sie am Boden ab.

»Gehst du mit in den Sandkasten?«

Ein wortloses Kopfschütteln antwortete.

»Na komm.« Ich lächelte sie an. »Bald ist sowieso Abholzeit. Da kannst du auch noch ein bisschen spielen gehen.«

Ein dünnes Lächeln huschte über ihre Lippen.

»Können wir Kuchen machen?«

»Klar. Den allerbesten.«

Ich hockte mich mit Mira in den Sandkasten und sah ihr zu, wie sie Förmchen füllte und die Sandkuchen mit Kieselsteinen, Ästen und Blättern dekorierte. Nach und nach taute die Kleine auf und begann mir eifrig zu erklären, welche Kuchensorten sie backen wollte und warum ihre Auswahl besonders gut schmeckte.

Pikiert betrachtete ich die Stelle an ihrem Arm, an der ich sie so grob gepackt hatte. Das würde sicher einen blauen Fleck geben. Ich sollte nachher daran denken, die Eltern zu informieren, nur um sicherzugehen. Mira war erst seit einem Monat hier im Kindergarten, da sollte kein falscher Eindruck entstehen.

Ehe ich gezwungen wurde, Mira Sandkuchen zu probieren, ertönte eine laute Stimme von der Gruppentür her. »So, Kinder, Abholzeit. Jonas, Tim, eure Mamas sind schon da.«

Ich klatschte vernehmlich in die Hände. »Ihr habt's gehört. Aufräumen und ab mit euch.«

Gemeinsam verstaute wir die Spielsachen im Schuppen und Tanja scheuchte die Kids nach drinnen zum Händewaschen. Sie grinste mir entgegen. »Sieht aus, als hättest du sie ordentlich geschafft.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich geb' mir Mühe.«

»Sieht man. Ach ja, die Chefin wollte dich sprechen.«
Tanja deutete mit dem Daumen hinter sich. »Ich übernehm' hier.«

»Muss ich mir Sorgen machen?«

»Keine Ahnung. Hast du Spielgeld aus dem Kaufladen geklaut?«

Ich verdrehte die Augen. »Haha. Wie sieht's eigentlich am Wochenende aus? Morgen brunchen?«

Tanja schüttelte schwermütig den Kopf. »Ich fürchte, das wird nichts. Lorenz hat frei und wir wollten endlich das Bad fertigkriegen. Ich mach echt drei Kreuze, sobald das verdammte Haus steht, das sag' ich dir.«

»Braucht ihr Hilfe?«, bot ich an. »Ich bin eine handwerkliche Niete, aber wenn ihr mir sagt, was zu tun ist, krieg' ich das bestimmt hin.«

Tanja lächelte. »Ich geb's zu, ein bisschen Hilfe wäre ein Traum. Gerade die schweren Sachen bleiben halt immer an Lorenz hängen und dann dauert alles dreimal so lang.« Sie strich mit der Hand über ihren gut sichtbaren Babybauch. »Scheißtiming, echt.«

»Sag doch was.« Ich stupste sie gegen die Schulter. »Ich komme gern vorbei.«

»Das wirst du bereuen. Das Haus ist die reinste Baustelle.« Sie hob die Augenbrauen. »Täusche ich mir, oder war da nicht was mit einem Date am Samstag?«

Ich winkte ab. »Hat sich erledigt.«

»Oh, tut mir leid.«

»Muss es nicht«, erwiderte ich schulterzuckend. »Der Typ war ein Arschloch. Ist besser so.«

»Tanjaaaaa«, krächte es verzweifelt von drinnen.

»Helfen!«

»Ja, ich komme.« Sie schob sich an mir vorbei zur Garderobe und ich machte mich auf den Weg zu Silvias Büro. Die Chefin ließ man nicht warten.

KAI

Freitag, 15. Juni

»Noch irgendwelche Fragen?« Mit einem Lächeln blickte ich in die Runde und starrte in ein Dutzend ratloser Gesichter. Zugegeben kein Anblick, der mir sonderlich fremd war.

Der Geschäftsführer Hans Reiß, der links von mir am langen Konferenztisch saß, strich sich nervös über das schütterere graue Haar und fragte zögerlich: »Also ... können Sie nicht einfach ... die schlimmsten Bugs fixen und dann machen wir weiter wie bisher?«

Ich sog scharf die Luft ein. Typisch. Die meisten Unternehmen gaben kaum drei Prozent ihres Umsatzes für IT-Sicherheit aus und wunderten sich am Ende, dass ihre läppischen Vorkehrungen von sechzehnjährigen Hobbyhackern im Schlaf geknackt werden konnten. »Ich fürchte, mit ein paar Bugfixes ist das nicht getan, Herr Reiß. Wie ich schon sagte«, ich zählte es an den Fingern ab, »Ihre Authentifizierungsverfahren sind veraltet, Sie verwenden kein Verschlüsselungsprogramm für sensible Daten oder E-Mail-Verkehr und die Hälfte Ihrer Mitarbeiter hat ihr Passwort seit Stellenantritt nicht geändert. Das sind gravierende Sicherheitslücken.«

Reiß errötete und kaute auf seiner Unterlippe. »Ach, wissen Sie, dieser ganze Internetkram, das ist für uns immer noch ... nun ja ...«, er lachte nervös, »Neuland.«

»Das mag sein.« Ich schob meine Brille hoch. »Aber für Hacker und Datendiebe ist es das nicht. Gegen die müssen Sie gewappnet sein.«

»Was soll man denn bei uns schon klauen?«, fragte einer der anderen Mitarbeiter, ein Mann in den Vierzigern mit blondem Haar und einer hässlichen rot-grünen

Krawatte. »Wir sind eine Leichtmetallgießerei, keine Bank.«

Und euer Gehalt besteht aus Luft und Liebe, oder was? Ich verkniff mir den Kommentar und antwortete bemüht freundlich: »Es geht um Ihre Kundendaten, um Kontonummern, um Finanztransaktionen und vieles mehr. Haben Sie gewusst, dass in China deutsche Firmengebäude minutiös nachgebaut werden, komplett, mit allen Details? Was glauben Sie, woher die Firmen diese Informationen haben?«

Unbehaglich rutschte der Mann auf seinem Stuhl hin und her. »Trotzdem, ich meine, da gibt es doch lukrativere Opfer als uns.«

Ich seufzte, legte den Laserpointer beiseite und umrundete den Tisch. »Stellen Sie sich vor, Sie wollen dringend ein bisschen Geld auftreiben. Sie haben die Wahl: Entweder rauben Sie eine hervorragend gesicherte Bank aus und kriegen, im besten Fall, eine Million Euro. Die Chance, gefasst zu werden, ist aber enorm hoch. Alternativ könnten Sie auch den kleinen Kiosk um die Ecke überfallen, der nicht einmal eine Überwachungskamera besitzt, und streichen ohne viel Mühe ein paar Tausend Euro ein. Was würden Sie bevorzugen?«

Der Mann sank in seinem Stuhl zusammen und murmelte eine Ausflucht, die ich nicht verstehen konnte.

»Genau da liegt das Problem«, fuhr ich unbeirrt fort.
»Hacker wählen selten die schwersten Ziele, sondern solche, die sie leicht erreichen können. Und ich muss Ihnen leider sagen, *Reiß und Söhne* ist so ein Ziel.«

Ich schielte zur Uhr, die neben der Beamer-Leinwand hing. Verdammt, schon halb fünf. Ich musste dringend los.

Eine Frau am hinteren Ende des Tisches meldete sich.
»Wie lange würde es denn dauern, alle Probleme zu beheben?«

Ich griff nach der Mappe vor mir und hob sie hoch.
»Das Angebot, das ich Ihnen zusammengestellt habe, könnte ich in ein bis zwei Wochen umsetzen. Allerdings wäre das nur der erste Schritt. Systeme müssen gewartet und überprüft werden, eine langfristige Lösung ...«

»Das ist doch reine Geldmacherei!«, empörte sich ein dicklicher Mann an der rechten Seite des Tisches. »Wir hatten noch nie Probleme mit Hackern. Sie wollen uns hier Kram andrehen, den wir überhaupt nicht brauchen.«

»Sie investieren langfristig in Ihre Sicherheit«, erwiderte ich selbstbewusst. »Abgesehen davon können Sie nicht wissen, ob es nicht schon Hackerangriffe in der Vergangenheit gab, die Sie einfach nicht bemerkt haben.«

»Wir werden über Ihr Angebot nachdenken«, warf Reiß ein und lächelte unverbindlich. »Ich denke, heute schwirrt uns allen erstmal der Kopf.«

Ich nickte und deaktivierte die Powerpoint-Präsentation. Wenn ich mich sofort auf den Weg zum Auto machte, konnte ich es noch pünktlich schaffen. »Das klingt nach einer guten Idee. Schlafen Sie drüber und lassen Sie mich wissen, wofür Sie sich entschieden haben.«

Reiß stand auf und schüttelte mir die Hand. Seine Finger waren schwitzig und sein Händedruck weich und lasch. »Vielen Dank für Ihre sorgfältige Arbeit, Herr Thaler.« Die Anwesenden spendeten höflich Beifall und schienen nicht minder erleichtert als ich, endlich gehen zu dürfen. Hastig stopfte ich meine Unterlagen und meinen USB-Stick in die Aktentasche, drückte Reiß mein Portfolio in die Hand und verabschiedete mich mit einem letzten Blick in die Runde.

Wirklich zufrieden war ich nicht mit dem Verlauf des Gesprächs. Wie die meisten mittelständischen Unternehmer würde Reiß vermutlich lieber auf Sparkurs als auf Sicherheit setzen. Dann entging mir ein lukratives Folgeangebot, das ich gut hätte gebrauchen können. Egal, ich hatte getan, was ich konnte. Nicht meine Schuld, dass IT-Sicherheit in der Wirtschaftswelt nach wie vor genauso unsexy war wie Umweltschutzauflagen oder Arbeitssicherheit.

Augen auf bei der Berufswahl, Kai.

Ich zwängte mich durch die Drehtür im Eingangsbereich und hastete hinaus auf den

Firmenparkplatz, wo ich meinen blauen Nissan geparkt hatte. Die Luft war schwülwarm und schmeckte nach Regen und nassem Asphalt. In der Ferne grollte Donner und am Horizont türmte sich eine schwarzgraue Wolkenmasse auf. Nun, die Pflanzen würden sich freuen, der Juni war bisher deutlich zu trocken gewesen.

Ich ließ den Motor an und rollte über den Parkplatz Richtung Zufahrtsstraße. Zwanzig vor fünf. Das Navi zeigte eine Ankunftszeit von 17.06 h in Adelsberg, das war zu verkraften. Die Erzieherinnen waren zwar nicht glücklich, wenn Eltern nach der vereinbarten Abholzeit eintrudelten, aber wegen sechs Minuten würden sie mir hoffentlich keine Vorwürfe machen. Mira fühlte sich wohl in ihrem neuen Kindergarten, ich wollte keinen Ärger provozieren.

Ich bog gerade auf die Autobahn, als der Platzregen einsetzte. Dicke Tropfen trommelten auf die Windschutzscheibe und ich musste das Radio lauter drehen, um noch etwas von der Musik zu hören. Hagel mischte sich unter den Regen, die Sicht wurde schlechter, da flammten vor mir die roten Bremslichter des vorausfahrenden Autos auf. Ich stieg in die Eisen, spürte, wie die Reifen auf der nassen Straße kurz ins Schlingern gerieten, doch dann griffen die Bremsen und ich kam zum Stehen.

Mit pochendem Herzen starrte ich nach vorne. Auto reihte sich an Auto, nichts ging mehr. *Verdammte Scheiße!*

Wie auf Kommando meldete sich das Navi: »Die Route enthält Verkehrsstörungen.«

Fluchend schlug ich mit der Faust aufs Lenkrad. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Die Ankunftszeit kroch weiter. 17.10 h. 17.16 h. Die Autoschlange bewegte sich nur wenige Meter.

Stöhnend lehnte ich den Kopf gegen den Sitz und schloss für einen Moment die Augen.

Toll, Kai. Vater des Jahres. Du hast es mal wieder echt verkackt.

KAPITEL ZWEI

DAVID

Freitag, 15. Juni

»Du wolltest mich sprechen?«

Silvia nickte, ohne von ihrem Monitor aufzublicken. Ihr Büro war winzig und alle Möbel – Regale mit Erziehungsratgebern, Aktenschränke und ein verschlissener Zweisitzer – drängten sich an den Wänden, damit Platz für Silvias Rollstuhl blieb. Die wenigen freien Wandflächen, die übrig blieben, zierten krude Kinderzeichnungen und Bastelarbeiten. Ein Fenster mit Glasmalereien führte hinaus in den Garten. Am Horizont türmte sich bereits eine schwarze Wolkenfront auf – und ich Idiot hatte keine Regenjacke fürs Fahrrad eingepackt.

Silvia deutete auf einen Stuhl, der ihr gegenüber am Schreibtisch stand. »Warte kurz, ich hab's gleich.«

Gehorsam nahm ich Platz und sondierte die Papierstapel auf dem Tisch, in der Hoffnung, herauszufinden, was Silvia mit mir besprechen wollte: Einladungen zum Kindergartensommerfest auf buntem

Druckerpapier, Rechnungen, vollgekritzelte Haftnotizen

...

»So.« Silvia löste den Blick vom Bildschirm und schob den Monitor ein Stück beiseite, um mich besser sehen zu können. Mit ihren sechzig Jahren – von denen sie fast vierzig in diesem Kindergarten gearbeitet hatte – war sie ein Urgestein der Einrichtung. Mittlerweile gab es Eltern, die als Kinder selbst schon hier gewesen und von Silvia betreut worden waren. Krause, silbergraue Locken umrahmten ihr freundliches Gesicht, sie trug schwere Ohrringe aus Holz und die Batik-Halstücher, von denen sie gefühlt dreihundertfünfundsechzig verschiedene besaß, komplettierten ihren Look.

»Schieß los.« Ich lächelte herausfordernd. »Hab' ich was angestellt?«

»Unsinn.« Silvia winkte lachend ab. »Ich bin nur gerade dabei, das nächste Halbjahr zu planen, und wollte fragen, ob du dich schon für dein Studium beworben hast.«

Ich seufzte und strich unnötigerweise meine Jeans am Oberschenkel glatt. Nicht unbedingt mein Lieblingsthema, aber ich konnte nachvollziehen, dass Silvia Planungssicherheit brauchte. Tanja ging spätestens im September in Mutterschutz und langfristige Vertretungen zu organisieren war verdammt harte Arbeit. Vor allem hier, auf dem Land. »Nein, ich ... hab mich noch nicht beworben. Ich bin noch unsicher, ob ... also ... na ja. Ob es eine gute Idee ist.«

Silvia hob die Augenbrauen. Den mütterlich-besorgten Blick hatte sie perfektioniert. »Wie kommt's? Du warst dir so sicher.«

»Ja«, erwiderte ich gedehnt. »Anfangs. Aber es wäre ein Haufen Arbeit und ich weiß nicht, ob ich dem gewachsen bin.«

»David, wir haben doch darüber gesprochen«, entgegnete Silva sanft. »Du kannst ein paar Stunden reduzieren, wenn das hilft. Wir bekommen ab September sicher eine Schülerin im Berufspraktikum, die wird das auffangen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das Studium kostet einen Batzen Geld und ohne Vollzeitarbeit kriege ich das nicht bezahlt.«

»Oh.« Silvia nickte mitfühlend. »Verstehe.« Sie rückte zwei Fotos ihrer Kinder auf dem Schreibtisch zurecht und meinte: »Hör zu, David, ich möchte, dass du diese Entscheidung so triffst, wie sie sich für dich richtig anfühlt. Ich bin noch ein paar Jahre hier und irgendwer findet sich immer, der den Laden schmeißt. Ich hab' die Leitungsaufgaben auch gelernt, obwohl ich nie Sozialmanagement studiert habe. Es dauerte halt nur eine Weile.« Sie legte den Kopf zur Seite und betrachtete mich mit einem Lächeln. »Ich bin mir sicher, dir würden neue Aufgaben guttun, darüber hatten wir ja schon gesprochen. Und ich würde mich freuen, wenn du dieses

Büro übernimmst, ehe ich in Rente gehe. Aber falls dir das zu viel ist, dann fühl dich zu nichts gedrängt, okay?»

Ich seufzte. »Okay. Bis wann willst du eine endgültige Antwort?»

»Nun ja, um ehrlich zu sein«, sie hob einen Mundwinkel, »bis Ende des Monats wäre schon hilfreich für die Planung.«

»Klar. Dann gebe ich dir spätestens in zwei Wochen Bescheid.«

»Prima. Schlaf noch mal drüber, rede mit ein paar Leuten, ich bin mir sicher, du triffst eine gute Entscheidung.«

Ich rang mir ein schiefes Lächeln ab und deutete auf drei zusammengerollte Plakate für das Sommerfest, die neben dem Schreibtisch lagen. »Danke. Soll ich die aufhängen?«

»Das wäre super. Eines soll vor die Eingangstür und die anderen beiden an die Gruppentüren.«

»Wird erledigt.« Ich schnappte mir die Plakate und eine Rolle Tesafilm und marschierte nach draußen. Mittlerweile waren die meisten Kinder abgeholt worden. Tanja plauderte mit Jonas' Mutter, und Ashleys Vater half seiner Tochter dabei, die Klettverschlüsse ihrer Turnschuhe zuzumachen. Nur Mira hockte noch allein auf der Bank, ihre Tasche mit bunten Sonnenblumen umklammert, und ließ die Füße baumeln. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Zehn nach fünf.

»He.« Ich legte die Plakate zur Seite und setzte mich neben Mira. »Wer kommt dich denn heute abholen? Deine Oma?«

»Mein Papa.« Ihre Stimme hatte einen trotzigem Unterton, als müsse sie ihren Vater mir gegenüber verteidigen. Nun ja, irgendwie stimmte das auch.

Mira war zwar nicht in meiner Gruppe, doch die meisten Eltern bekam ich in den ersten Wochen zumindest kurz einmal zu Gesicht. Bei Miras Vater war das nicht der Fall. Morgens blieb er nie lange genug, um einen Blick auf ihn zu erhaschen, und nachmittags, wenn ich Spätdienst hatte, kam in der Regel Miras Oma, um sie abzuholen. Eigentlich war das nicht ungewöhnlich, viele Väter bekam ich nie zu Gesicht, weil überwiegend die Mütter für das Bringen und Abholen der Kids zuständig waren, aber in Miras Fall gab es offenbar keine Mutter. Zumindest war ihr Vater als einziger Erziehungsberechtigter in ihren Unterlagen eingetragen.

Tanja verabschiedete sich von Jonas und warf mir und Mira einen fragenden Blick zu. Ich zuckte mit den Schultern. »Sieht aus, als würde sich Miras Papa verspäten.«

Tanja verdrehte die Augen. »Mal wieder. Letzten Freitag war er auch eine halbe Stunde zu spät.«

»Du kannst gehen, wenn du willst«, schlug ich vor. »Du hast eh schon so viele Überstunden.«

»Du aber auch«, erwiderte Tanja lachend. »Ich geh noch mal durch und mach überall Klarschiff.«

Ich nickte und blieb bei Mira auf der Bank sitzen. Mit traurigem Hundeblick starrte sie die Blümchen auf ihrem Rucksack an und spielte mit dem Reißverschluss.

»Er kommt sicher gleich«, munterte ich sie auf. »Magst du noch was spielen?«

Mira schüttelte den Kopf.

»Wie wär's mit: ›Ich sehe was, was du nicht siehst?‹ «

Wieder nur ein Kopfschütteln. Stumm saß Mira auf ihrem Platz, blickte abwechselnd auf ihren Rucksack und die Glastür, in der Hoffnung, es würde endlich jemand dort auftauchen. Um halb sechs wünschte ich Tanja einen schönen Feierabend, versprach ihr, morgen gegen zehn bei ihr vorbeizukommen, und blieb allein mit Mira zurück.

Es war fünf vor sechs, als draußen endlich ein Auto vorfuhr. Mira straffte sich erwartungsvoll und hob den Kopf, doch die Person, die energisch die Glastür aufschob, war nicht ihr Vater, sondern eine Dame über sechzig mit kinnlangem, weißem Haar und einer rechteckigen Brille. Miras Oma.

»Es tut mir so leid«, schnaufte Frau Thaler und streckte ihren Rücken durch. »Mein Sohn steckt im Stau auf der A3 und ich war noch bei meinem Pilates-Kurs. Das ist so typisch für ihn, wissen Sie, dass er dann in letzter

Sekunde daherkommt und mich anruft. Als hätte ich sonst nichts zu tun.«

Ich lächelte entwaffnend. »Schon okay. Es wäre nett, wenn Sie das nächste Mal anrufen würden, damit wir Bescheid wissen.«

Frau Thaler winkte ab. »Ja, ich weiß, aber ich hatte die Nummer nicht parat und ... na ja. Egal. Jetzt bin ich ja hier.«

Mira hockte immer noch auf der Bank neben mir und presste ihre Tasche gegen die Brust. »Wo ist Papa?«, raunte sie. »Papa soll kommen.«

»Ich weiß, Schatz, aber dein Papa steht im Stau.« Sie streckte ihrer Enkelin die Hand entgegen. »Wir fahren jetzt erstmal zur Oma.«

Miras Unterlippe zitterte. Ihre Stimme war dünn und brüchig. »Papa soll kommen.«

»Er kommt ja gleich, Kind. Du kannst nicht hier warten, dein Erzieher will auch nach Hause gehen.«

»Wann kommt Papa heim?«

»Das weiß ich nicht. Bald.«

Ich kniete vor Mira nieder, um auf Blickhöhe mit ihr zu sein. Tränen standen in ihren Augen und die Enttäuschung der Kleinen traf mich bis ins Mark. »Hör auf deine Oma, ja? Dein Papa wollte nur nicht, dass du hier so lange warten musst, drum ist die Oma jetzt da und holt dich ab. Okay?«

Mira schniefte, doch dann rang sie sich ein Nicken ab und kletterte von der Bank. »Tschüss, David.«

Ich lächelte. »Tschüss, hab' ein schönes Wochenende. Wir sehen uns Montag.«

Miras Oma ergriff die Kleine an der Hand und schlenderte mit ihr nach draußen. Ich konnte nicht genau verstehen, welchen Wortschwall sie über das Mädchen entließ, doch für mich klang es stark nach einer Schimpftirade. Zumindest hörte ich »dein Vater«, »ständig Ärger« und »kann was erleben« heraus.

Seufzend hängte ich die drei Plakate auf, holte meine Jacke aus dem Spint und setzte meinen Fahrradhelm auf. Ich hasste das Ding, aber als Erzieher war ich ein Vorbild für die Kids, und ohne Helm zu fahren kam da nicht in Frage.

»Du bist immer noch da?« Silvia schloss ihre Bürotür hinter sich ab und runzelte die Stirn. »Was war los?«

»Miras Vater hätte sie abholen sollen, aber der stand im Stau. Die Oma kam erst vor fünf Minuten.«

»Ach herrje. Dann mach jetzt, dass du heimkommst. Du hast schon einen Haufen Überstunden.«

»Keine Sorge, bin so gut wie weg.« Nachdenklich drehte ich den Fahrradhelm in den Händen. »Du, Silvia ... Hast du mal mit Miras Vater gesprochen?«

»Sicher, er war zum Eingangsgespräch hier.«

»Wie ist der so, vom Typ her? Was hattest du für einen Eindruck?«

Silvia zuckte die Achseln. »Er war höflich, offen, recht zugänglich. Eher der schweigsame Typ. Hat aber auch ein paar Fragen gestellt, er schien schon interessiert an unserer Arbeit.« Sie blickte zu mir auf. »Wieso willst du das wissen?«

»Keine Ahnung«, druckste ich. »Ich hab' das Gefühl, dass mit Mira irgendwas nicht stimmt. Tanja meinte zwar, sie hätte sich super eingelebt, aber in den letzten Tagen verhält sie sich auffällig.«

»Inwiefern?«

»Na ja, sie zieht sich zurück, lehnt Spielangebote ab und wirkt irgendwie ... sensibel. Emotional bedürftig. Vorhin hat sie auf dem Klettergerüst einen Schuh verloren und ist komplett in Tränen ausgebrochen.«

»Hmm.« Silvia tippte sich nachdenklich gegen das Kinn. »Klingt nicht gut. Behaltet das im Auge, ja? Wenn es weiter Probleme gibt, müssen wir dem Vater vielleicht mal auf den Zahn fühlen.«

Ich lächelte erleichtert. »Ich sag Tanja Bescheid, danke.«

Silvias Zuspruch tat mir gut. Bei meiner letzten Arbeitsstelle hatte ich vor Jahren eine ähnliche Entwicklung bei einem Jungen beobachtet und mich nicht getraut, der Kindergartenleitung davon zu erzählen. Die Leiterin war eine unangenehme, cholerische Person gewesen, die sogar versucht hatte, mich mit falschen Anschuldigungen aus der Einrichtung zu mobben.

Einige Monate nach dem Vorfall stand schließlich das Jugendamt vor dem Kindergarten und gab den Jungen in eine Pflegefamilie – Verdacht auf Misshandlung und Vernachlässigung. An dem Tag hatte ich mir geschworen, zukünftig beim leisesten Anzeichen meinen Mund aufzumachen – und hatte die alte Stelle gekündigt.

Mittlerweile war das Unwetter vorübergezogen, der schlimmste Wolkenbruch war vorbei und die Luft draußen klar und angenehm kühl. Ich hielt Silvia die Tür auf, sperrte hinter ihr ab und hob zum Abschied die Hand. »Mach's gut, bis Montag.«

Sie nickte mir zu und fingerte ihren Autoschlüssel aus der Handtasche, um ihren froschgrünen Golf aufzusperren. In meiner ersten Woche hier hatte ich ihr noch großzügig meine Hilfe beim Einsteigen anbieten wollen, doch sie hatte mich mit hochgezogenen Augenbrauen weggescheucht. Zurecht, wie ich heute wusste. »Bis Montag. Schönes Wochenende.«

Mein Fahrrad stand unter dem Vordach und war dadurch trocken geblieben. Ein Glück, es war das teuerste Objekt, das ich besaß, von meinem neuen Gaming-PC abgesehen. Fast zweitausend Euro hatte das Rennrad gekostet, und ich hatte es seither gut in Schuss gehalten. Wenigstens musste ich mir hier, am Arsch der Welt, keine Gedanken um Fahrraddiebe oder Vandalismus machen.

Ich öffnete das Fahrradschloss, schwang mich in den Sattel und fuhr die regennasse Straße hinunter. Der Kindergarten lag am Rand von Adelsberg, einem Dorf mit knapp fünftausend Einwohnern. Mit dem Fahrrad brauchte ich keine zehn Minuten bis zum Dorfplatz, an dem nicht nur die alte Kirche und der Friedhof lagen, sondern auch die wenigen Geschäfte und Lokale im Ort. Es gab eine Eisdielerie, einen Edeka-Markt, das obligatorische Traditionsgasthaus *Zum Brunnen*, in dem sich die Männer zu Stammtischen und Schafkopfrunden trafen, und eine Konditorei mit Café. Der Ort war groß genug, um eine eigene Grundschule, ein Rathaus und einen unbedeutenden Fußballverein zu besitzen. Trotzdem fuhr der einzige Bus nur dreimal am Tag und außer einer billigen Dorfkneipe gab es keine Möglichkeit, sich abends die Zeit zu vertreiben.

Kerstin, die Bedienung des Cafés, die gerade die nassen Kissen auf den Stühlen ausschüttelte, lächelte mir freundlich zu und ich lächelte zurück. Sie flirtete jeden Morgen mit mir, wenn ich meinen ersten Kaffee bei ihr abholte, und ich hatte mich bisher noch nicht durchringen können, ihr die Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens klar zu machen.

Mich vor Kerstin zu outen wäre so, als würde ich im ganzen Ort Flugblätter verteilen, auf denen in großen Buchstaben stand: »Hallo, ich bin David Kerst, ich bin 31

Jahre alt und ich bin schwul.« Darauf verzichtete ich gerne.

Ich liebte die familiäre Atmosphäre auf dem Land und die kurzen Wege, die ich auch ohne Führerschein problemlos mit dem Rad überbrücken konnte. Aber die Gerüchte und das Getratsche waren verdammt nervig und anstrengend, in meinen unbeholfenen ersten Monaten hier hatte ich das einige Male erlebt. Ich machte kein Geheimnis aus meiner Homosexualität, doch ich wägte gut ab, mit wem ich über mein Privatleben sprach und mit wem nicht.

Ich unternahm noch einen Abstecher in den Edeka, warf uninspiriert ein paar Fertiggerichte, Chips und eine große Flasche Cola in den Einkaufskorb, und machte mich dann auf den Heimweg.

Meine Wohnung lag in einem senfgelb gestrichenen Mehrfamilienhaus einige Straßen hinter der Kirche. Im Flur, der immer nach Äpfeln und Scheuermilch roch, standen am Treppenabsatz zwei Getränkekästen mit Wasser und Kirschschorle, die ich beiläufig in den ersten Stock trug und neben der Tür mit dem Namen »Gertrude Klein« abstellte. Die alte Dame war noch sehr rüstig für ihre achtzig Jahre, aber die Getränkekästen stellten sie doch vor unlösbare Herausforderungen.

Ich hatte mich gerade von der Wohnungstür abgewandt, da ging sie auch schon auf und Frau Klein streckte den Kopf heraus. Sie war eine kleine rundliche

Frau mit einer dicken Brille und lockigem weißem Haar, das sie nie richtig zu bändigen vermochte. Um den Hals trug sie eine schwere Kette aus honigfarbenen Schmucksteinen und alles an ihr roch nach Tabak.

»Ah!« Sie strahlte, als sie die Kästen sah. »Vielen Dank, David, Sie sind ein Schatz. Warten Sie einen Moment!«

Sie huschte in ihre Wohnung, aus der mir dichter Zigarettenrauch entgegenschlug, gepaart mit dem süßlichen Duft von Marihuana. Frau Klein bekam Cannabis auf Rezept, wegen ihrer starken Arthritis, und da sie ohnehin seit fünfzig Jahren rauchte, verschrieb ihr Arzt es ihr zum Inhalieren. Vermutlich war sie die älteste und zugleich entspannteste Kifferin, die ich kannte.

Kurz darauf kam sie mit zwei Bügelverschlussflaschen zurück und drückte sie mir in die Hand. »Das ist einmal Holunder- und einmal Heidelbeerlikör.«

Lächelnd nahm ich ihr die Flaschen ab. Frau Klein bezeichnete sich selbst als grauenhafte Köchin, aber ihre selbstangesetzten Liköre waren ein Traum. Sogar meine Freunde hatten schon gefragt, wo ich den Stoff her bekam.

»Dankeschön, das passt perfekt. Ein Kumpel hat demnächst Geburtstag, der freut sich bestimmt darüber.«

Frau Klein zwinkerte. »Nicht zufällig der junge Mann, mit dem Sie neulich ausgegangen sind?«

Ich lächelte ergeben. Falls mein Leben irgendwann von einer Zeugenaussage über meine T-Shirt-Farbe oder

meine Sneaker-Marke abhängen sollte, würde ich die Polizei einfach an Frau Klein verweisen – ihr entging wirklich nichts. Darum war sie auch einer der wenigen Menschen in Adelsberg, die wussten, dass ich schwul war. Kurz nach meinem Einzug hatte sie mich mit meinem Ex beim Knutschen im Auto erwischt und ich hatte schon mit einer Szene gerechnet. Doch Frau Klein hatte nur an die Scheibe geklopft, um mich mit einem breiten Lächeln daran zu erinnern, mein Fahrrad nachher abzuschließen.

»Nein«, erwiderte ich und zwang mir ein Lächeln auf die Lippen. »Eher unwahrscheinlich, dass Sie den noch mal zu Gesicht bekommen.«

»Oh.« Sie setzte eine betrubte Miene auf. »Das tut mir leid. Sie waren ein nettes Paar.«

Ich winkte ab. »Hat nicht sollen sein. Danke für den Likör, einen schönen Abend noch.«

Auf dem Weg zur Wohnungstür ärgerte ich mich darüber, dass die Erwähnung von Patrick meine Stimmung schlagartig gedrückt hatte. Wir hatten uns in den letzten Wochen nur ein paarmal getroffen und eigentlich hatte nie mehr als eine Fickbeziehung im Raum gestanden, aber irgendwie hatte ich doch das Gefühl gehabt, es hätte mehr daraus werden können. Bis Patrick sich als ekliges Machoarschloch entpuppt hatte, das sich nur eine Beziehung mit einem »echten Kerl« vorstellen konnte, nicht mit einem – Zitat – »weinerlichen

Kindergärtner«. Mein Pech mit Männern war echt legendär.

Ich sperrte die Tür auf und der Duft nach Chilischoten und gebratenem Hackfleisch, der mir entgegenschlug, vertrieb die schlechte Laune schlagartig. Richtig, Ramadan war seit gestern vorbei, also durfte auch Adnan wieder vor Sonnenuntergang zu Abend essen.

Ich hängte die Jacke an die Garderobe, schlüpfte aus den Sneakern und schlenderte den kurzen Gang hinunter zum Wohn- und Esszimmer, an das sich die Küche anschloss. Die alte Dunstabzugshaube dröhnte wie ein startendes Flugzeug und darüber erklang Adnans Stimme, der enthusiastisch, aber völlig falsch, zu *Don't Stop Me Now* sang.

Dank der großen Kopfhörer schien er mich gar nicht zu bemerken, als ich die Küche betrat, und rührte weiter versonnen im riesigen Kochtopf, dessen Inhalt für fünf oder sechs Personen gereicht hätte. Genau wie ich war Adnan ein Kochmuffel. Wenn er sich also schon die Mühe machte, zu kochen, dann legte er gleich einen Vorrat für die ganze Woche an und froh den Rest ein.

Aus den Augenwinkeln schien er eine Bewegung wahrzunehmen, brach mitten in der Liedzeile ab und fuhr herum. »Scheiße.« Hektisch zog er sich die Kopfhörer von den Ohren. »Du hast mich zu Tode erschreckt, Mann.«

»Sorry.« Ich grinste. »Ich war so perplex, weil ich dachte, wir haben den auferstandenen Freddy Mercury im Haus.«

»Haha.« Adnan verdrehte die Augen und kostete einen Bissen seines Chilis. Er schmeckte es übertrieben sorgfältig ab und nickte mit Kennermiene. »Muss noch ein wenig ziehen, aber dann ist es perfekt. Willst du auch?«

»Wenn es dir nichts ausmacht ... Riecht verdammt lecker. Ich hab' nur Fertigfraß.«

»Hast du nicht«, korrigierte Adnan. »Ich war einkaufen. Du könntest dafür endlich mal das Bad putzen.«

»Schon wieder? Ich war erst letzte Woche dran.«

»Nein, vor zwei Wochen. Im Gegensatz zu dir gucke ich auf unseren Plan.«

»Ja.« Ich winkte ab und packte meine Sachen in den Vorratsschrank. »Mach ich später.«

»Essen dauert noch mindestens eine halbe Stunde. Ich sag nur.«

»Schon verstanden, Mama. Kein sauberes Bad, kein Abendessen.«

»Gut erfasst.«

Genervt tat ich Adnan den Gefallen, das Bad zu wischen und das Waschbecken zu putzen. So sehr mir sein Ordnungswahn manchmal auf den Keks ging, ich war auch ganz froh darüber, dass er unsere Absprachen

im Auge behielt. In einer Single-Wohnung würde ich vermutlich in meinem eigenen Dreck ersticken.

Als ich vor vier Jahren die Stelle in Adelsberg angenommen hatte, hatte mir ein gemeinsamer Freund Adnan vorgestellt, der nach der Trennung von seinem Ex eine neue Wohnung gesucht hatte. Dass wir in eine WG zogen, hatte eher pragmatische Gründe, aber mittlerweile waren wir ein eingespieltes Team. Adnan arbeitete in Adelsberg als Physiotherapeut und hatte einen großen und überwiegend queeren Freundeskreis, der mich unheimlich herzlich in seiner Mitte aufgenommen hatte. Im Nachhinein war Adnan vermutlich das Beste, was mir in diesem Kaff hatte passieren können.

Rund eine Stunde später löffelten wir gemütlich im Esszimmer unser Chili, dessen Schärfe mir fast die Tränen in die Augen trieb, und Adnan schaltete den Fernseher ein. Während er uninspiriert durch die Kanäle zappte, zog ich mein Handy heraus. Drei neue Nachrichten. Ein Katzenfoto in unserer Kindergartenteam-Gruppe, eine Nachricht meines Bruders, der seine Boeing sicher auf Hawaii gelandet hatte, und ... Ich starrte die Message an.

Klick sie nicht an, befahl ich mir in Gedanken. Einfach löschen. Klick sie nicht ...

Zu spät, meine Fingerspitzen lagen schon auf dem Symbol und öffneten die Nachricht.

Hey Dave. Hab' heute an dich gedacht und mich gefragt, wie's dir geht. Bin die Tage beruflich in der Nähe und dachte, du möchtest vielleicht was trinken geben. Nur so, du weißt schon. Um der alten Zeiten willen. Du fehlst mir. LG Jo.

Fluchend schob ich das Handy von mir und Adnan sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Alles okay?«

»Nein«, knurrte ich. »Steht auf meiner Stirn eigentlich irgendwo *Arschlochmagnet* geschrieben?«

»He, ich hab' dich immer nur mit Qualitätstypen verkuppelt. Aber die wolltest du ja nie.«

Ich verdrehte die Augen und Adnan schaltete den Fernseher auf stumm.

»Nein, im Ernst. Was ist los?«

»Jo hat mir geschrieben. Er will sich treffen.«

Adnan stieß einen Pfiff aus. »Na so was. Hat er seine Frau endlich verlassen?«

»Glaubst du doch selber nicht.« Ich starrte die Nachricht weiterhin an und hasste mich für das Herzrasen in meiner Brust. Die Bezeichnung *große Liebe* fand ich scheußlich plakativ und kitschig, aber wenn ich sie für einen Menschen in meinem Leben benutzt hätte, dann für Jonas. Zumindest bis zu dem Augenblick, in dem mir klar geworden war, dass er mich über ein Jahr belogen und mir eine Frau und zwei Kinder verschwiegen hatte, die er nicht verlassen wollte. Von wegen pflegebedürftige Mutter, die er am Wochenende

besuchen musste, um den armen Vater zu entlasten. Ich Trottel hatte ihn noch für seine Aufopferung bewundert.

Adnan sah mich fragend an. »Und? Gehst du hin?«

»Einen Scheiß werde ich«, stieß ich hervor und löschte die Nachricht mit einem Klick. »Ich bin durch mit dem Arschloch.«

Adnan schwieg und musterte mich eine Weile. Die Stille machte mich rasend, ich wünschte, er würde den Fernseher wieder lauter drehen. »Bist du sicher? Manchmal tut das gut, sich noch mal zu sehen. Damit man einen Schlusstrich ...«

»Ich *habe* einen Schlusstrich gezogen«, unterbrach ich ihn zornig. »Schon vor drei Monaten. Ich will den Scheißkerl nie wiedersehen, fertig aus.«

»Verständlich.« Adnan seufzte und stand auf. »Bier?«

Ich nickte. Adnan holte eine Flasche Bier und für sich eine Dose Energydrink aus dem Kühlschrank und öffnete beides mit einem Zischen. Ich stieß mit ihm an und ließ mich überreden, mit ihm das heutige Vorrundenspiel der Fußball-WM anzuschauen: Spanien gegen Portugal. Fußball langweilte mich meistens zu Tode, und obwohl die Partie relativ ausgeglichen war – trotz eines Elfmertors in der vierten Minute – drifteten meine Gedanken bald ab.

Ich schielte auf mein Handy und zuckte innerlich jedes Mal zusammen, wenn eine neue Nachricht eintrudelte.

Diese stammte aber nie von Jonas, sondern kam aus einer meiner Gruppen.

Irgendwann schaltete ich das WLAN genervt aus. Schluss für heute. Genug bescheuerte Ex-Freunde und Ex-Affären. Duschen, ein Stündchen zocken, und dann mit einem netten Porno ab ins Bett. Wozu brauchte ich schon einen Kerl?

To be continued!

